

## = Kapitel 17 =

### Geld und Chinin.

Ach, war das ein Leben, eine fröhliche Aufregung an Bord der ARGOS, als die ganze Mannschaft jetzt alles erfuhr.

Kein Geld mehr vorhanden, der Kapitän nur als letzte Sicherheit dahinterstehend, sonst von jetzt an ganz auf die eigene Schlaueit und Tatkraft angewiesen, wahrscheinlich immer nur so von der Hand in den Mund lebend.

Es ist nicht so leicht zu definieren, weshalb da die fröhliche Aufregung, die sich bis zur enthusiastischen Begeisterung steigerte.

Hier kommt ein menschlicher Charakterzug in Betracht, ohne den die Menschheit niemals die Stufe erreicht hätte, auf der sie jetzt steht, ohne den sich der Mensch überhaupt nie über das Niveau des Tieres erheben würde.

Es ist, könnte man sagen, die Lust am wagemutigen Spekulieren. Denn der kaufmännische Spekulationsgeist, der erst wägt und dann wagt, der ist es, der die Menschheit in Schwung bringt und erhält, ohne den die Menschheit erstarren und wieder zum Tierleben herabsinken würde.

Der kaufmännische Spekulationsgeist, sage ich. Aber mit „Kaufmannschaft“ braucht es gar nichts zu tun zu haben. Es ist genau derselbe Geist, der Kolumbus nach Westen hat segeln lassen, der den Goldgräber in wasserlose Einöden führt, der einen jungen Kaufmann seine sichere Stellung aufgeben läßt, um sich selbständig zu machen, derselbe Geist, der in Wolle spekuliert, oder in fernem Ländern Handelsbeziehungen anknüpft oder einen deutschen Bauern nach Amerika auswandern läßt. Alles dasselbe, alles dasselbe.

Mag diese Andeutung genügen.

Es ist immer ein Werfen mit der Wurst nach dem Schinken.

Jedenfalls aber wäre ohne diesen Charakterzug, dem man nach Belieben nachgeben kann, den meisten Menschen das ganze Leben keinen Schuß Pulver wert.—

Dieser Geist war es, der unser ganzes Schiff erfaßt hatte.

Ja, das Schiff selbst kam dabei stark mit in Betracht.

Es wurde alles gleich schriftlich formuliert, ich selbst tat das, schrieb auf, was die Beratungen der Mannschaft zu Tage förderte, legte es dann der Patroinin vor, die es gut hieß oder Änderungen vorschlug, und so kamen nach und nach regelrechte Statuten zustande, welche den Wert eines Kontraktes hatten, wenn dies anfangs auch nicht beabsichtigt gewesen war.

Eine professionsmäßige Schauspielertruppe und Gauklerbande wollten wir natürlich nicht werden, dem Seemannsberufe wollten wir treu bleiben.

Die erste Verpflichtung war, daß wir in keinem gemieteten Theater auftraten, sondern nur in unserem eigenen. Und das konnte nur unser Schiff sein.

Also wir würden solche Vorstellungen fernerhin nur noch auf oder in unserem Schiffe geben. Hierzu fehlten bei dem ursprünglichen Kriegsschiffe allerdings die Räumlichkeiten. Aber die waren leicht zu schaffen, ein Theatersaal, der mindestens tausend Zuschauer faßte. Wie wir das machten, werde ich später schildern.

Es waren gerade einige der simpelsten Matrosen, die sofort argwöhnten, daß wir dadurch unserem Seemannsberufe untreu werden könnten. Schauspielern und schauspielern, um Geld zu verdienen—na, und je mehr man Geld in die Kasse bekommt, auf die Bank bringt, desto mehr will man doch haben. Das ist doch die alte Geschichte.

„Das machen wir ganz einfach so!“ schlug sofort ein Matrose vor. „Es darf nur geschauspielert werden, wenn sich in der Schiffskasse weniger als—na sagen wir tausend Mark, 50 Pfund Sterling befinden. Dann dürfen wir eine Vorstellung geben, um wieder Geld zu verdienen. Mit dem Gelde werden die Heuern bezahlt, wird alles angeschafft, was wir brauchen, und dann darf so lange nicht gespielt werden, bis wieder weniger als 50 Pfund in der Kasse sind.“

Wohl, ich ging mit diesem Vorschlag zur Patronin. Und die gab fröhlich lachend ihre Bestätigung. Und auch Kapitän Martin lächelte, als er sein „Well“ sagte.

Hiermit war die Hauptsache der ganzen Geschichte, des neuen Verhältnisses, erledigt. Denn wenn die Reederei kein Betriebskapital hat, nur noch eine Pumpstation, dann darf man in Bezug auf die Mannschaft wirklich von einem neuen, besonderen Verhältnis reden.

Und wenn wir nun einmal ein lohnendes Wrack ausnahmen? Nun, dann wurde eben nach den Gesetzen gehandelt. Sich nur ja nicht außerhalb der Gesetze stellen! Wer das getan hat, der ist noch immer zugrunde gegangen! Alle Gesetze sind von Menschen geschaffen worden, die sich dazu für befähigt hielten und dabei nach bestem Wissen und Willen gehandelt zu haben glaubten. So muß man wenigstens annehmen. Irren ist freilich menschlich. Und Ausnahmen bestätigen die Regel. Also muß man auch solchen Gesetzen sich unterordnen, sonst gerät man schnell auf die schiefe Bahn. Ich glaube, da denke ich ganz vernünftig, und so dachten wir alle, weil wir alle Seeleute waren, die da ihre eigenen Ansichten haben.

Also die Hälfte des Bergelohns der Patronin, die ihr Schiff riskierte, ein Viertel dem Kapitän, der seinen Ruf riskierte, das letzte Viertel der Mannschaft, zu der als Kargo-Kapitän in diesem Falle auch ich gehörte. Wenn wir unser Teil gleichmäßig verteilten, so war das unsere Sache.

Und wenn wir nun ein Wrack oder sonst etwas fanden, was keinen Besitzer oder Erben mehr hatte? Denn so etwas gibt es doch auch. Oder uns auf eine Spekulation einließen, wie etwa auf die Hummer? Nun, dann kam der Verdienst eben in die gemeinschaftliche Kasse. Wie da der Anspruch war, das konnte ja später noch erörtert werden.

Hierbei erwähne ich gleich einmal, daß der erste Maschinist noch nicht ersetzt worden war. Der zweite und dritte waren eben höher gerückt, einen dritten brauchten wir gar nicht, ebensowenig wie einen dritten Steuermann.

Matrosen, Heizer und auch Offiziere hatten sich ja schon massenhaft angeboten, besonders hier in Kapstadt nach unseren verschiedenen Triumphen. Sie wollten so gerne an Bord der ARGOS. Gut, wenn wir einen uns passenden Mann fanden, wollten wir ihn gern in unseren Kreis reihen. Aber wir hatten

noch keinen gefunden. Fremde nahmen wir natürlich nicht so leicht auf. Das mußte überhaupt von ganz allein die Gelegenheit mit sich bringen.—

Am Abend desselben Tages, da sich diese letzten Szenen abgespielt hatten, wurde ich in die Kajüte der Patronin gerufen.

Auch Kapitän Martin war da, hatte die Gauklerbriefe gesichtet, der Patronin einen zu lesen gegeben, so schmutzig und schmierig aussehend wie die meisten anderen.

„Hm,“ brummte die Patronin, die letzte Seite lesend, „also zum Amazonasstrome.“

„Well, ich halte diesen Vorschlag für den solidesten.“

„Hm. Ja. darf ich den Brief dem Waffenmeister geben?“

„Well, deshalb ist er ja da.“

Ich nahm den Brief und las. Er war englisch geschrieben, aber sehr fehlerhaft, ich merkte gleich an verschiedenen Ausdrücken und Interpunktion und dergleichen—zum Beispiel wurde das Fragezeichen sowohl hinter als auch vor den Satz gestellt—daß der Schreiber ein Spanier sein mußte, was die Unterschrift auch bestätigte, und überhaupt der ganze Brief war spanisch!

Der Schreiber, Sennor Adamita Lopez, kannte das Eldorado mit seinen unermesslichen Goldschätzen, offerierte sie für uns.

Ich sage, „das Eldorado“. Das ist an sich ein Unsinn. Das spanische el ist schon ein Artikel. Also sagt der „Gebildete“ das Dorado, ohne zu wissen, daß das auch wiederum falsch ist. Dann müßte es im Spanischen Lodarado heißen. El ist der.

Also bleiben wir, um aus dieser Drehe herauszukommen, nur ruhig bei „*das Eldorado*“, wie es unsere Großväter gesagt haben, ohne sich um den Ursprung des Wortes zu kümmern und doch genau wissend, was sie damit meinten.

El Dorato heißt „der Vergoldete“, wozu also etwas zu ergänzen ist. Nämlich das Wort „Mann“. Der vergoldete Mann. Wir haben im Laufe der Zeit „das goldene Land“ daraus gemacht.

Ich werde hier einfach eine Lesung wiedergeben, wie sie in einem neuen Konversationslexikon steht.

Eldorado, der Vergoldete, nannte man in Europa den Beherrscher eines angeblich an Gold und Edelsteinen überreichen Landes in Südamerika, der mit Goldstaub belegt sein sollte. Die Erzählung hat, wie es scheint, ihren Grund in einem Brauch, der unter den Chibcha geübt ward und der darin bestand, daß an einem bestimmten Tage der Kazike von Guatavita mit Goldstaub überzogen sich auf einem Floß auf den heiligen See von Guatavita hinaus begab, dort Opfergaben brachte und dann den Goldstaub im Wasser des Sees abwusch. Später wurde der Name auf das Goldland selbst übertragen, dessen Dasein seit dem 16. Jahrhundert für eine ausgemachte Sache galt, und dasselbe in die Gebirge im spanischen Guayana, an den Parimesee, bei den Quellen des Oyapoc, verlegt. Glücksritter und unternehmende Männer, wie Georg von Speyer (1536), Philipp von Hutten (1541), Walter Raleigh (Ende des 16. Jahrh.), Lorenz Keinis (1596), Nikolas Horsmann (1740) usw. bemühten sich, die Stadt Manoa des Dorado mit ihren Dächern aus Gold, in die sich die Reste der Inkafamilie zurückgezogen haben sollten, aufzufinden. Wiewohl aber ein Engländer gegen das Ende des 16. Jahrhunderts selbst eine Beschreibung und eine Karte des Landes erscheinen ließ, mußte es doch, gleich dem Parimesee, endlich in das Reich der

Dichtung verwiesen werden. Indessen ließ sich der Spanier Antonio Santos nicht abhalten, noch 1780 auf eine Entdeckung des Goldlandes auszugehen.—

Soweit das Konversationslexikon.

Erwähnen will ich noch, daß jener Engländer, der Beschreibung und Karte veröffentlichte, George Malvalle hieß. Ich habe später einmal dieses Buch mit der Karte in der Bibliothek des Britischen Museums selbst in der Hand gehabt. Jedenfalls höchst interessant, wenn man auch gleich merkt, daß das alles nur Phantasie ist. Vor allen Dingen bleibt jener Engländer, der selbst dort gewesen sein will, die Erklärung schuldig, weshalb er kein Gold eingesackt hat.

Nun also hier wollte der Sennor Adamita Lopez wissen, wo dieses Goldland lag. Es wurde von einem Nebenflusse des Amazonenstromes durchflossen, auch mit unserem Schiffe zu erreichen. Näher bezeichnete er die Lage natürlich nicht. Es selbst war nicht dort gewesen, wohl aber sein Freund. Der hatte auch die Goldklumpen und Edelsteine schaufelweise eingesackt, hatte aber bei einer Verfolgung durch Indianer alles im Stich lassen müssen, um sein nacktes Leben zu retten. Auf dem Hinwege hatte er eine genaue Karte über das in Frage kommende Flußgebiet entworfen, hatte sie bei seinem Tode seinem Freunde vermacht, hier dem Briefschreiber. Und nun bot der uns diese Schätze an, gegen Teilung des Gewinnes. Er die Hälfte, wir die Hälfte.—

Als ich dies gelesen hatte, da war ich—einfach paff!

Das hielt Kapitän Martin für den solidesten Vorschlag?

Ich hatte auch schon einige solcher Gauklerbriefe gelesen. Da war mancher darunter, dem man hätte trauen können.

Warum sollte denn solch ein Matrose nicht wissen, wo in erreichbarer Tiefe, das Wrack eines Schiffes lag, das einige Goldbarren an Bord gehabt hatte? Er selbst war auf diesem Schiffe gewesen, war der einzige Überlebende, kannte die Lage des Wracks ganz genau.

Da waren uns aber auch noch ganz, ganz andere Vorschläge gemacht worden. Einer immer verrückter als der andere.

Als Kuriosum erwähne ich nur, daß solch ein Seegaukler wissen wollte, wo die Juden anno dazumal durch das Rote Meer trockenen Fußes gezogen waren, und da hätten sie, behauptete der Kerl, die Hälfte der goldenen Tempelschätze verloren, die sie aus Ägypten hatten mitgehen lassen—und wo die nun im Roten Meere lagen, das wollte der wissen!

Na, und da war mir dieser Vorschlag denn doch noch solider, als der mit dem Eldorado.

Ach, wir Seeleute, die wir nach Südamerika gekommen sind, wir können ja von diesem Eldorado etwas erzählen!

Jedes Schiff, besonders jeder Passagierdampfer, der nach Para oder einem Hafen von Guayana oder Venezuela kommt, wird immer gleich von zerlumpten Individuen, Spaniern und Portugiesen, geradezu überschwemmt, die einen direkt zu diesem märchenhaften Goldland führen wollen. Man wird sie nicht eher wieder los, bis man ihnen eine Kupfermünze oder wenigstens eine Zigarette geschenkt hat.

Und da nannte Kapitän Martin dies hier den Vorschlag, den er für den solidesten hielt?

Merkwürdig, ganz merkwürdig! Der mußte gerade mit dem Eldorado gar keine Erfahrungen haben.

„Hm,“ brummte jetzt auch ich, wie vorhin schon die Patronin gebrummt hatte, also um das Eldorado handelt es sich—“

„Um was?“ fragte Kapitän Martin.

„Um Eldorado, um das sagenhafte Goldland—“

„Wuoat?!“ machte der Kapitän jetzt noch in ganz anderer Weise.

„Na, hier steht doch, daß—“

„Geben Sie mal den Brief her.“

Er nahm ihn und blickte nur auf die erste Seite.

„Nanuu! Ich habe den Brief verwechselt! Der hier muß gerade so aussehen. Warten Sie, ich hole den richtigen, jetzt weiß ich, wo er liegt. Nee, mit dem Eldorado wollen wir lieber nischt zu tun haben.“

Er entfernte sich schnell.

Ach so! Der hatte uns aus Versehen einen falschen Brief zu lesen gegeben!

Jetzt fing auch die Patronin zu lachen an—„drum, ich denke doch!“—die kannte eben auch schon etwas von diesem Goldlande.

Der Leser aber wird später merken, daß diese Einleitung doch nicht umsonst gewesen war.

Kapitän Martin kehrte sehr schnell zurück, mit einem anderen Briefe, der jenem tatsächlich sehr ähnlich sah. Besonders war er ebenso schmutzig und schmierig und fettig. Aber der Inhalt bestand nur aus wenigen Zeilen. Gerichtet an Sennora Helene Neubert, Patrona der ARGOS. Die englisch und orthographisch, aber wie mit einem Besen geschriebenen Zeilen lauteten:

Ich offeriere Ihnen eine wilde Chinarindenkultur, die ich am Amazonas kenne. Eine vollständige Ausbeutung derselben schätze ich auf mindestens vier Millionen Milreis. Für die Sicherheit meines Prospektes garantiere ich mit einem vollwertigen Einsatz.

Montezuma della Estrada

Prospektador

Q. B. S. M.

„Aaah, ein Prospektador!“ rief ich zunächst.

Im englischen Amerika heißen Prospektors die Goldgräber oder richtiger die Goldsucher. Sie selbst nennen sich mit Stolz so, bilden eine eigene Zunft. Sie kundschafteu also erst aus, wo Gold vorhanden sein könnte, wozu ja allerdings eine große Erfahrung nötig ist, dann leiten sie gewöhnlich eine Expedition dorthin und nehmen nur Prozente von dem Gewinn, unterscheiden sich insofern von den eigentlichen Goldgräbern.

Im spanischen Amerika sind dasselbe die Prospektadores. Das ist aber noch ein weiterer Begriff geworden, diesem Worte haftet ein Makel an. Nicht nur Schatzsucher, sondern auch Schatzschwindler. Vielleicht hat auch schon ein deutscher Leser mit ihnen Bekanntschaft gemacht. Es gibt Perioden, wo auch Deutschland mit den Prospekten solcher spanischen Schwatzschwindler geradezu überschwemmt wird. „In Ihrer Nähe ist ein Schatz vergraben, eine französische Kriegskasse, ich habe das Geheimnis von meinem Großvater, schießen Sie mir die Unkosten der Reise vor, dann komme ich hin, wir teilen den Schatz zusammen.“ Oder auf dem Bahnhofe liegt ein Koffer, er enthält wertvolle Sachen, womöglich gestohlene Pretiosen, er muß mit einigen hundert Mark ausgelöst werden.

Das ist der Geschäftsbetrieb der spanischen Prospektadores. Also Schatzschwindler. Ursprünglich aber war es eine ganz ehrliche Zunft, wenn auch noch so abenteuerlich. Glücksritter.

„Well,“ meinte Kapitän Martin auf meinen Ausruf, „es ist gar kein schlechtes Charakterzeichen, daß er sich selbst gleich einen Prospektador nennt.“

„Was bedeuten die vier Buchstaben darunter? Q. B. S. M.“

„*Que besan sus manos!*“ erklärte der Kapitän. „Welcher Ihre Hände küßt. Das spanische *Hochachtungsvoll*, der Unterschrift nachgesetzt.“

Ich konnte etwas Spanisch, das lernt man schon, wenn man einige Reisen nach Südamerika macht—mein Kollege schien aber doch noch mehr zu können als ich.

„Well, wir wollen doch mal den Mann kommen lassen. Dort am Amazonenstrom wächst der Chinabaum, und diese ungeheuren Wälder, ein Gebiet fast so groß wie ganz Europa einnehmend, sind uns ja fast noch gänzlich unbekannt. Man kann gar nicht eindringen, nur auf Wasserstraßen, die man aber auch erst finden muß. Weshalb soll der nicht einmal eine wilde Chinarindenkultur entdeckt haben. Wilde Kultur? Das ist zwar ein Paradoxon, aber doch nicht so unlogisch. Auch die Natur kann doch eine Kultur anlegen. Er will damit ausdrücken, daß dort nichts weiter als Chinabäume wachsen, wie in einer von Menschenhänden gepflegten Kultur.“

„Und wie hoch schätzt er die Ausbeutung?“ fragte die Patronin, obgleich sie den Brief selbst gelesen hatte.

„Auf vier Millionen Milreis. Das wären noch etwas mehr als sechzehn Millionen Mark.“

„Wie ist denn das möglich?“

Nun, da war gar nichts so Unmögliches dabei.

Kapitän Martin hatte bereits in Handbüchern nachgelesen, konnte uns Auskunft geben, auch jetzt noch zogen wir einige Bücher zu Rate.

Chinin, ein weißes, ungemein bitter schmeckendes Pulver, ist das einzig sichere Mittel gegen Wechselfieber, welches es vollständig neutralisiert, aber auch von unschätzbarem Werte bei allen anderen Arten von Fieber, wie Sumpffieber, Malaria, Kindbettfieber, usw., usw.

Alle Fieberzustände beruhen auf einer Zersetzung des Blutes, die Eiweißbestandteile des Blutes werden vernichtet. Durch geordneten Genuß von Chinin aber wird der Eiweißbedarf des Körpers auf ein Minimum reduziert, die Fieberbakterien haben keinen Angriffspunkt mehr.

Ohne Chinin können wir Nordländer in den tropischen Gegenden gar nicht existieren, nicht einmal die Rolle von ganz passiven Aufsehern über die gegen Fieber immunen Eingeborenen spielen. Und man braucht nur einmal eine Reise in die Tropen gemacht zu haben, nur ein einziger Tag Aufenthalt im Hafen, so ist man schon mit Fieberbazillen infiziert, man siecht auch im kalten Norden am immer wiederkehrenden Wechselfieber—ohne Chinin!

Gegenwärtig wird der Chininverbrauch auf der ganzen Erde auf jährlich 250.000 Kilogramm im Werte von elf Millionen Mark (engros-Preis) geschätzt, wobei aber zu bedenken ist, daß es noch eine Unmasse, eine Legion von ähnlichen Fiebermitteln gibt, welche wohl auch ähnlich wirken, aber das echte Chinin, den Auszug aus der Rinde des Chinabaumes, nicht im entferntesten ersetzen können.

Die Nachfrage ist also viel größer als das Angebot. Man legt wohl überall Chinakulturen an, aber man kann den Bedarf noch immer nicht decken. Die

Rinde dieser künstlichen Kulturen hat auch nicht die intensive Wirkung, wie die der wildwachsenden Bäume.

Ja, unsere moderne Chemie kann sogar das Chinin in der Retorte herstellen, auch im Großen, ganz billig. Nach der chemischen Zusammensetzung ist es genau dasselbe Chinin, hat auch denselben Geschmack. Da zeigt aber wieder einmal die Natur, daß sie sich nicht so leicht ins Handwerk pfuschen läßt. Dieses künstliche Chinin hilft nicht gegen Fieber. Weshalb nicht, das wissen wir nicht. Nur den Magen kann man sich damit ruinieren, was allerdings auch beim natürlichen Chinin der Fall ist, wenn man die Sache übertreibt; denn so ganz ungestraft läßt die Natur doch niemals ihrer spotten.

Die Heimat des echten Chinabaumes—weshalb dieser Baum kurzerhand „China“ genannt wird, das habe ich nicht ergründen können—sind die Gebirgsabhänge der Anden vom westlichen Venezuela bis zum nördlichen Bolivia. Das heißt, dort kommt er in Masse vor. Man findet ihn aber im ganzen nördlichen Südamerika, an Stellen, wo man ihn gar nicht vermutet, und gerade an Flußniederungen enthält die Rinde außerordentlich viel Prozent Chinin von bester Wirkung.

Ja, wenn man solche Bäume nur finden könnte! Heute gibt es besonders auf Ceylon, Java und Jamaika riesige Kulturen. Aber dort ist man schon zufrieden, wenn man nur ein einziges Prozent Chinin in der Rinde hat! Die wildwachsenden Bäume haben bis zu zehn Prozent! Und noch von ganz anderer Wirkung! Was man schon im voraus durch Bestimmung eines Alkaloides erkennen kann.

Der wilde China ist ein Baum von bis zu 40 Meter Höhe und 3 Meter Stammdurchmesser. Die Rinde wird abgeschält, wobei es gleichgültig ist, ob er erst gefällt wird oder nicht. Die Rinde nur teilweise abzuschälen, um den Baum am Leben zu erhalten, daß er die verlorene Rinde womöglich wieder ergänzt, das ist bisher nicht gelungen. Der Baum geht durch Saftverlust unter allen Umständen zugrunde. Also zieht man ihn gleich ganz ab.

Ein mittlerer Baum von 20 Meter Höhe und anderthalb Meter Stammdurchmesser liefert im Durchschnitt 10 Zentner getrocknete Rinde, die als solche in den Handel kommt. Der Wert wird bestimmt nach dem „Unit“, was ein Prozent Chiningehalt bedeutet, Das englische Pfund-Unit kostet heute anderthalb Pence, gleich 12 Pfennig. Da nun die wilde Rinde mindestens fünf Unit hat, kostet das englische Pfund Rinde mindestens 50 Pfennig, also liefert solch ein Baum für mindestens 500 Mark Rinde. Das ist aber bescheiden gerechnet.

Wo die wilden Chinabäume vorkommen, da stehen sie trotz ihrer Höhe eng beisammen, dulden keine anderen Bäume zwischen sich. Man rechnet auf 100 Quadratmeter mindestens einen ausgewachsenen Baum.

Der Prospektador schätzte die Ausbeutung auf sechzehn Millionen Mark. Dazu wären bei 500 Mark pro Baum 32.000 Bäume nötig gewesen. Die konnten also unter Umständen auf drei Quadratkilometern stehen.—

So hatte uns Kapitän Martin vorgerechnet, gleich mit Bleistift auf Papier.

Ich horchte nicht schlecht, und die Patronin bekam immer größere Augen.

„Frau Patronin, da könnten Sie ja gleich das Doppelte Ihres verlorenen Geldes wieder verdienen!“ sagte ich.

„Ja, spotten Sie nur!“

„Well, da gibt es gar nichts zu spotten!“ nahm mein Kollege für mich Partei. „Ich habe einmal im Amazonenstrom ein Inselchen besucht, und da standen vier große Chinas drauf. Mehr hatten gar nicht Platz drauf. Und das war gar

nicht weit von Manaus entfernt, dieser großen Stadt mit 45.000 Einwohnern. Und niemand ahnte etwas von diesen kostbaren Bäumen. Dort wimmelt es ja freilich von solchen Inselchen, und niemand hat ein Interesse daran, sie zu besuchen. Es ist auch wegen der Stromschnellen sehr gefährlich. Ich ließ die vier Bäume abrinden, erhielt in Manaus sofort 540 Milreis dafür bezahlt, ungefähr 2400 Mark. Und was haben denn dort drei Quadratkilometer zu bedeuten? Ich halte es schon für möglich, daß jemand so eine wilde Kultur kennt.“

„Warum beutet der Mann das da nicht selbst aus?“ mußte dann wohl unsere nächste Frage sein.

„Ja, warum nicht?! Weshalb führt auch der solideste Prospektor lieber eine Expedition zu dem von ihm gefundenen Geldgebiet, als daß er selbst zur Hacke und Schaufel greift? Der weiß schon, warum er es tut. Vielleicht ist dort ein Indianergebiet. Die schießen mit vergifteten Pfeilen. Auf solche Möglichkeiten muß man sich bei so etwas natürlich gefaßt machen. Die gebratenen Tauben fliegen einem nicht in den Mund.“

„Womit will er denn für die Sicherheit des Unternehmens garantieren?“

„Das mag er uns selbst sagen. Also wollen wir den Mann kommen lassen?“

Na, gewiß doch wollten wir!

